

(Nachdruck verboten.)

29]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Hortense wollte dankend ablehnen, allein er drang in sie und sagte zur Magd in bittendem Tone:

„Gieb uns doch die Flasche mit dem Viqueur.“

„Nehmen Sie sie selbst; hier haben Sie die Schlüssel,“ erwiderte sie.

Daß Onkel Benoit nicht einmal mehr die Schlüssel zu seinen Schränken hatte, das setzte Hortense am meisten in Erstaunen. Wie hatte nur diese Person in so kurzer Zeit den Mann so sehr verändern können?

Als sie die Küche verließ, um nach dem Presbyterium zu gehen, führte sie der Onkel bis zum Hofthor und sagte:

„Der Herr Pfarrer wird schon auf Dich warten; ich habe ihm auch etwas für Dich aufgetragen.“

„Für mich?“

„Ja, er wird Dir's schon sagen; besser, daß es durch ihn geschieht; aber weißt Du, Du bleibst darum doch immer meine Nichte, so wahr ich Benoit Sibourdel heiße.“

XIII.

Raschen Schrittes ging sie dem Pfarrhause zu; sie war neugierig, zu erfahren, was der Abbé Charles an sie auszurichten haben könne, und erstaunt über die Wahrnehmungen, die sie im Hause ihres Onkels gemacht hatte, mochte sich aber nicht mit Vermutungen aufhalten, die sich ihr aufdrängten, ihr aber doch wieder unglaublich erschienen.

Der Pfarrer erwartete sie in der That, wie ihr der Onkel gesagt hatte; er stand in einem Gange seines Gartens; neben ihm lag seine Kake, die ihn so anhänglich begleitete wie ein Hund, und die Ohren spitze, wenn sie jemand kommen sah. Mit freundlichem Lächeln ging er ihr entgegen, denn er behandelte sie stets mit väterlicher Zärtlichkeit.

„Wie geht es Ihnen, mein liebes Kind?“

„Nicht zum besten; und Ihnen, Herr Pfarrer?“

„Oh, mir! Mein Leben ist so streng geregelt, daß ich, wenn auch nicht vor Krankheit, so doch wenigstens vor Unwohlsein geschützt bin. Aber was fehlt Ihnen?“

„Ich werde es Ihnen gleich mitteilen. Erlauben Sie mir aber, zuerst wegen meines Onkels mit Ihnen zu sprechen.“

„Haben Sie mit ihm zu Mittag gegessen?“

„Ja!“

„Dann müssen Sie schon genug gesehen haben, um zu wissen, was vorgeht.“

„Ich mag meinen Augen nicht glauben und verlasse mich lieber auf das, was Sie mir sagen werden.“

„Kommen Sie mit in die Laube.“

Es war eine Weisblattlaube, deren Alter von den Trümmern, armdicken Aesten hinlänglich bekundet wurde; im Hintergrunde stand eine hölzerne Bank gegenüber einem steinernen Schäfer, der die Flöte blies. Als sie Platz genommen hatten, nahm der Geistliche das Wort:

„Ich weiß, mein liebes Kind, daß Sie nicht habfüchtig sind und daß Ihr christliches Gemüt sich über eitle irdische Erwägungen hinwegsetzen kann; darum bin ich überzeugt, daß Sie die Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, mit frommer Befriedigung aufnehmen werden. Mein Gebet ist erhört worden: Ihr Onkel, dessen Lebenswandel mir große Betrübniß und meiner Gemeinde viel Aergernis verursacht hat, entsagt der Sünde — er verheiratet sich.“

„Mit dieser Person!“

„Ja freilich, ich weiß wohl ... und ich hätte selbst gewünscht, daß er lieber eine andere Frau gewählt hätte, die seinem Alter angemessener — und auch sonst anders wäre, allein die Wege der Vorsehung sind unberechenbar: hätte ihn eine andere auch dahin gebracht?“

„Wir scheinen die Mittel, die angewendet worden sind, um ihn dahin zu bringen, doch sehr beunruhigend für die Zukunft.“

„Ich weiß, ich weiß ...“

„Und nicht minder der Charakter und die Vergangenheit derjenigen, welche über meinen Onkel einen so großen Einfluß

ausübt. Was hilft's, daß das Aergernis, von welchem Sie sprechen, aufhört, wenn ein anderes an seine Stelle tritt? Oder glauben Sie etwa, Herr Pfarrer, die Ehe meines Onkels mit diesem Frauenzimmer werde für Ihre Gemeinde jemals eine erbauliche werden? Das allein liegt mir am Herzen, denn Sie sagen mit Recht, daß ich nicht habfüchtig bin. Vielleicht wird mein Mann, dem mein Onkel hundertmal seine Erbschaft versprochen hat, die Sache anders ins Auge fassen, aber ich, das kann ich Ihnen versichern, denke nur an das Alter meines Onkels, das mit dieser Person kein glückliches sein kann.“

„Hegen wir doch nur christliche Gedanken und Hoffnungen, meine Tochter; diese Person kann sich bessern und wird sich bessern; ich werde über sie wachen, das verspreche ich Ihnen; schon daß sie in einen regelmäßigen Lebenswandel übergeht, wird eine treffliche Vorbereitung für sie sein. Und was ihre Vergangenheit betrifft, so wollen wir nicht allzu streng gegen sie sein, denn das wäre ungerecht. Wer weiß, in wie viele Versuchungen sie verwickelt worden sein mochte? Zudem giebt es für jede Sünde ein Erbarmen, das ist die Lehre unserer heiligen Religion. Sagt nicht der Prophet Jesaias: „Und wenn eure Sünden auch rot wie Scharlach wären, so sollen sie doch weiß wie Schnee werden.“ Haben Sie also Hoffnung und Vertrauen.“

Daß sich jene Person bessern werde, wie der Pfarrer versicherte, das vermochte Hortense nicht zu glauben; sie würde bleiben, wie sie war, oder höchstens noch schlechter werden, aber darüber machte sie sich keine Sorgen; sie hatte vielmehr nur die letzten Worte des Pfarrers zurückbehalten, daß jede Sünde ihre Vergebung finde. Das war es, was sie wünschte, darum war sie ja gekommen!

„Ist es Ihnen recht, wenn wir in die Kirche eintreten?“ unterbrach sie den Geistlichen, der fortfuhr, ihre Nachsicht für „diese Person“ in Anspruch zu nehmen und einen Verkehr zwischen Nichte und Tante anbahnen wollte.

„Haben Sie es denn eilig, nach Düssel zurückzukehren?“

„Nein, aber weil Sie von Erbarmen und Sündenvergebung sprachen, drängt es mich, in Ihrem Beichtstuhl niederzuknien.“

Ueberrascht von dem Tone, in welchem sie dies sagte, blickte er sie an; auch ihre Miene war die einer Zerknirschten. Sie hatte sich zwar bei ihren früheren Beichten nur geringfügiger Vergehen angeklagt, aber er kannte sie zu genau, um ihre wegen nicht Unruhe zu hegen; er wußte, daß ihr auf Trug angelegtes Naturell jeder Reue entschlopfte, weil es stets den Eingebungen der Laune zu folgen bereit war. Hatte die Stunde der Gefahr geschlagen? Er erhob sich lebhaft und sagte:

„Gehen wir in die Kirche.“

Sie gingen durch den Garten ins Presbyterium zurück; hier nahm der Pfarrer im Vorjaal den großen blanken Kirchenschlüssel von seinem Haken.

Die Kirche von Thuit ist ärmlich, fünf Stufen tief in die Erde hineingebaut, mit einem gewaltigen Empor, das mit seinem dunklen Schatten den Eingang und einen großen Teil des Schiffs bedeckt: trotzdem macht das Kirchlein, umgeben von Aepfelbäumen und bis zur Höhe der Grundmauer von Ephen umrankt, einen malerischen Eindruck. Der Pfarrer öffnete die Thüre, ließ den Schlüssel stecken und kniete dann, bevor er im Beichtstuhl Platz nahm, vor dem Muttergottesaltare nieder. Hortense folgte ihm nicht, sondern ging zurück zum Eingang und zog, während der Abbé im Gebet vertieft war, den Schlüssel geräuschlos von der Außenseite der Thüre ab und steckte ihn inwendig ein; dann begab sie sich nach dem Beichtstuhl, wo eben auch der Geistliche Platz nahm. Nun konnte niemand außer ihm vernehmen, was sie zu sagen hatte. Sie begann:

„Eine Schuldige wirft sich Ihnen zu Füßen, mein Vater, erdrückt von dem Gewicht ihrer Verbrechen, gefoltert von Gewissensbissen.“

Sie sprach langsam, deutlich, jedes Wort betonend, wie eine Schauspielerin, und obwohl sie anscheinend die Augen niederzuschlug, so konnte sie doch auf dem Gesichte des Priesters, das im Dunkel des Beichtstuhls von einem Sonnenstrahl beleuchtet wurde, den Eindruck, den ihre Worte auf ihn machten, beobachten; als sie bemerkte, daß er sich ihr zuwendete, hielt

sie inne, als ob sie vor Scham und Reue außer Stande wäre, fortzufahren.

Und doch war im Grunde er in heftigerer Gemütsbewegung als sie. Er fühlte aus ihren Eingangsworten heraus, daß die Befürchtung, die er schon im Garten hegte, als sie es so eilig mit der Beichte zu haben schien, nur allzu begründet war. Von Verbrechen sprach sie! Was würde er hören! Die Angst schnürte ihm das Herz ein, denn obwohl er wenig Vertrauen zu ihr hatte, so empfand er doch, seit er sie kannte, eine väterliche Zuneigung für sie. Er machte sich innerlich Vorwürfe, nicht genug über sie gewacht zu haben. Er vergaß darüber, sie zur Beichte aufzununttern, und sie fuhr von selbst fort:

„Ich würde vor Schande und Verabscheuung selbst verzweifeln, wenn Sie mich nicht gelehrt hätten, daß Gottes Erbarmen unendlich ist und daß auch für unsere schwersten Fehltritte die Reue noch eine Vergebung findet. Ich flehe Sie um diese Vergebung an, denn ich kann mein Leben nicht länger ertragen, so tief beugt mich mein Verbrechen nieder. Seitdem ich es begangen habe, wollte ich es Ihnen enthüllen, allein ich wußte, welchen Schmerz ich Ihnen verursachen, wenn ich Ihnen zeigte, welcher elenden Sünderin Sie eine Zuneigung gewährt haben, deren sie unwürdig ist; oft habe ich daran gedacht, einem andern Geistlichen, den ich nicht kenne, zu beichten, allein ich dachte mir, das wäre eine Feigheit, und so komme ich denn, wie schwere Ueberwindung es mich auch kostet, zu Ihnen mein Vater, damit die Sühnung noch größer sei, und auch weil ich fühle, daß die Ruhe in mein reumütiges Herz nur durch Ihre heilige Absolution zurückkehren wird.“

Sie hatte sich diese Redeleistung gut einstudiert und sagte sie vollkommen kunstgerecht her, aber gerade diese Kunstfertigkeit machte den Geistlichen mißtrauisch; das sah keiner Beichte, sondern eher einem Plaidoyer ähnlich.

„Welcher Verschuldung haben Sie sich anzuklagen?“

„Des Todes meines Mannes.“

„Des Herrn Courteuseuse?“

„Leider, ja. Sein Tod war kein natürlicher. Verblendet durch eine sträfliche Leidenschaft und im Banne einer Verlockung, der ich zu widerstehen nicht die Kraft besaß, habe ich diesen Tod durch Gift herbeigeführt.“

Er hörte ihr zu, den Ellbogen auf das Stühnbrett aufgelehnt, das Ohr dicht an das Gitter gepreßt, dann fuhr er auf und rief:

„Sie?“

„Ja, ich Elende!“

Er riß die Thüre des Beichtstuhls auf und stürzte hervor, indem er die zitternden Hände zum Himmel emporhob und ausrief:

„Oh Unglückliche!“

Sie beugte den Kopf, als fühle sie sich schwach und ohnmächtig, warf aber dabei einen beobachtenden Blick von unten auf den Pfarrer.

Dieser blieb eine Weile mit erhobenen Armen entsetzt vor ihr stehen, dann schritt er rasch nach der Muttergotteskapelle und warf sich auf der untersten Stufe des Altars nieder. Sie sah ihn zwar nur von rückwärts, aber aus der Inbrunnst seines Gebets konnte sie entnehmen, wie schrecklich ihn ihr Geständnis erschütterte hatte und daß er in seiner Verdrängung die um Rat anflehte, zu der er die gefalteten Hände emporhielt.

Endlich erhob er sich, und mit niedergeschlagenen Augen, ohne einen Blick auf sie zu richten, kehrte er in den Beichtstuhl zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Fahren Sie in Ihrer Beichte fort!“

(Fortsetzung folgt.)

kleines Feuilleton.

— Die literarischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels im Jahre 1898 werden wie alljährlich von der Hinrichsdens Buchhandlung (Leipzig) in einer systematischen Uebersicht zusammengestellt. Danach ist die Produktion im letzten Jahre gegenüber dem Jahre 1897, wenn auch nur um ein geringes, zurückgegangen. Im ganzen werden 23 739 Veröffentlichungen gegenüber 23 861 des Vorjahres gezählt. In den einzelnen Disciplinen zeigen sich kleine Verschiebungen. Ab- und Zunahme verteilen sich wie folgt: Eine Zunahme haben erfahren: Rechts- und Staatswissenschaft von 1946 auf 2078 (mehr 132), Heilwissenschaft von 1521 auf 1572 (mehr 51), Naturwissenschaften, Mathematik

von 1255 auf 1275 (mehr 20), und besonders Geschichte von 923 auf 1034 (mehr 131) und Erdbeschreibung, Karten von 1172 auf 1296 (mehr 124), auch Haus-, Land- und Forstwirtschaft, von 833 auf 869 (mehr 36). Zurückgegangen ist dagegen die Zahl der Veröffentlichungen in folgenden Fächern: Philosophie von 300 auf 283 (— 17), Erziehung und Unterricht, Jugendschriften von 3701 auf 3633 (— 68), Sprach- und Literaturwissenschaft von 1493 auf 1406 (— 87), Kriegswissenschaft von 594 auf 555 (— 39), Handel, Gewerbe, Verkehrsweisen von 1485 auf 1409 (— 76) und Bau- und Ingenieurwissenschaft von 714 auf 706 (— 8). Auch die Theologie hat eine Abnahme erfahren, von 2180 auf 2144 (— 36). Auf dem Gebiete der Schönen Literatur ist wieder eine Zunahme zu verzeichnen, von 2049 auf 2061 (mehr 112), und die Kunsliteratur hat sich auf ihrer Höhe erhalten, mit 711 gegen 710 des Vorjahres. —

— Gegen die Raupen an den Stachelbeersträuchern ist, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, das Bestäuben mit frischem, trockenem Osenruß und das Bespritzen mit starkem Seifenwasser zu empfehlen. Sind die Raupen schon zahlreich vorhanden, dann ist das Abklopfen der Sträucher in einen untergehaltenen Schirm oder auf ein ausgebreitetes Tuch anzuraten, weil man die Schädlinge dann direkt töten kann. Auch Bestäuben der Sträucher mit Tabakstaub oder Bespritzen mit Tabakwasser, welches aus einem Abjud von Tabak oder Eigarrenstummeln hergestellt wird, ist sehr wirksam. Die Bekämpfung muß sofort nach dem Auftreten des Schädlings vorgenommen werden, weil es sonst bald zu spät wird. —

Theater.

— H. Von Paul Ernst wurden am Sonntag in einer Matinee, die von der Gesellschaft für Aufführung dramatischer Werke in der „Urania“ veranstaltet wurde, drei Stücke aufgeführt. Eine merkwürdige Gegenfälligkeit der Stimmung ist in den drei Einaktern, von einer Art, die zu Bedenken Anlaß giebt. Als Sittenschilderung, kraß realistisch, giebt sich das zweite Stück „In chambre séparée“; ein ziemlich harmloses Lustspiel mit einem unralen Motiv ist das letzte „Die schnelle Verlobung“ — in gedämpfter Zone reden die Menschen in dem ersten Stück „Wenn die Blätter fallen“, in die Zeit vor hundert Jahren ist es zurückverlegt, ein rein seelisches Problem wird in ihm entwidelt. Ein zum Tode krankes Weib ist die Heldin des Stückes. Draußen im Garten sieht sie zum letzten Male, zu der Zeit, da der Sommer in den Herbst übergeht — „wenn die Blätter fallen“. Der Anblick des Todes hat eine große Klarheit über sie gebracht. Sie versteht alles, sie verzichtet alles. Sie giebt dem Lebenskräftigen recht, der sie früher geliebt und sich von ihr zu dem ausflüßenden Mädchen wendete; sie selbst hilft ihm dazu, indem sie ihre Liebe einem anderen, dessen Tage wie die ihren gezählt sind, weihen will. Die letzte Unterredung zwischen den beiden macht den Kern des Stückes aus. Sie endet mit einer Zerstörung der Illusion, daß ihr Opfer gelungen sei. . . In beziehungsreichen Worten geht der Dialog, zwischen scheinbar absichtslosen Worten kommen „tiefgründige Wahrheiten“. Aber nicht einen Augenblick verließ mich das Bewußtsein, wie stark nachempfunden das Ganze ist. Maurice Maeterlinck, der belgische Dichter, war nur zu offenkundig der Ahnherr dieser Dichtung, in der ganzen Art der Führung des Dialogs wie in den eingestreuten Sentenzen. Das ganze Register der hangen Lebensphilosophie der „Modernen“ wurde gezogen. Die „lügenreichen“ Worte, die Mauer, die zwischen den Menschen steht, selbst dann, wenn sie sich ganz nahe zu sein glauben, all das kam vor, aber nicht wie bei Maeterlinck in lebendiger dramatischer Gestaltung, sondern als zu einem trockenen Satze verdichtete „literarische“ Wahrheit. So kam es, daß die Fäden durcheinandergingen, die Stimmungen, kaum hervorgerufen, wieder zerfloßen, das Ganze haltlos und verschwommen wurde. Wie wenig diese ganze Kunst der ursprünglichen Eigenart des Verfassers entspricht, zeigten auch die Bilder, die nicht der hervorquellenden dichterischen Phantasie zu entstammen, sondern aus einer Ausstellung symbolistischer Bilder geholt zu sein schienen. Eine gewisse Geschicklichkeit muß anerkannt werden: Eindruck machte das Stück, freilich war es mehr eine Art Beklemmung, nicht der tiefe Bann, in den die Stimmungskunst Maeterlincks den Zuschauer schlägt. Selbst Luise Dumont und Rudolf Christians in den Rollen der beiden Kranken vermochten das Unlebendige nicht lebendig zu machen.

„In Chambre séparée“ spielt in dem Hinterzimmer eines Berliner Chantant. Mag sein, daß all das Widerwärtige, das sich in einem solchen Raum abspielt, mit — wie man so gern sagt — „photographischer Treue“ abgebildet ist. Ich habe nicht das Gefühl, daß ein erster Künstler, der seiner Zeit den Spiegel vorhalten will, den Stoff so, wie er hier behandelt ist, anfassen dürfte. Und nur in dieser tieferen Auffassung, vor dem warmen, alles umfassenden Empfinden eines echten Dichters getragen, hätte ein solches Stück seine innere Berechtigung. Wie dieser Stoff aber zu einem kühlen, für Litteraten vielleicht interessanten Experiment, zu einer „objektiven“ Studie gehalten konnte, verstehe ich nicht. Das Spiel verdient ebenso wie in dem dritten Stück Anerkennung. Ein kleiner Kaufmann sucht seine Tochter möglichst schnell an den Mann zu bringen. Ein Geschäftstreibender scheint ihm und seiner Ehefrau ein geeignetes Objekt. Kaum hat dieser „im Interesse des Geschäfts“ die Tochter einmal geküßt, so wird er zum Schwiegersohn ernannt. Er ist aber schon

verheiratet und hat den Chering nur mit Rücksicht auf das Geschäft in der Westentasche getragen. Ein flotter Einnakter, ohne tiefere Ansprache, etwas kräftig in der Charakteristik, zwar ohne echten Humor, aber oft in witziger Zuspitzung der Situation, mag das Stück am ehesten den Beifall verdienen, durch den es ausgezeichnet wurde. —

e. Mit einer würdigen Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ beendigte gestern die Freie Volkshöhne in der ersten Abteilung ihr Spieljahr. Hauptmanns persönliche Dichtung übte auf die dem hingebenden Spiel der Darsteller andächtig folgenden Zuhörer stärksten und tiefsten Eindruck.

Die Einsamkeit der Menschen in dieser trauernden Tragödie liegt in ihrer Schwäche, daß sie nicht allein zu stehen vermögen, und in ihrer Gebundenheit, die sie hemmt, allein ihren Weg zu wandern. Sie sind einsam, weil sie — nicht einsam sind. Ihre Einsamkeit ist ihr Gemeinschaftsleben und ihr Gemeinschaftsbedürfnis, ihre Schuld die Unfähigkeit zur Gemeinschaft. Naturen, die aneinander gebunden sind, erliegen dem Schicksal ihres Wesens. Daß sie so sind und nicht anders, das ist der Konflikt. Es ist eine Schicksalstragödie, aber das Schicksal schreitet nicht schuld- und süßnegebiend in gewaltigen Thaten und Untthaten, sondern es legt in die Charaktere das unentrinnbare Verhältnis, in das bloße Zusammensein unabänderlicher Naturen, in die treibenden, hegenden Instinkte der Wahlverwandtschaft. Es ist die innerlichste Art tragischer Konflikte, die sich hier offenbart, und das Schicksal zermalmt nicht mit milderer Wucht, weil es im Alltagsgewande des Gewöhnlichen unscheinbar und geräuschlos schleicht.

Hauptmann hat mit seinem dritten Bühnenwerk in der Kunst der Menschengestaltung wohl sein Reichstes gegeben. Freilich nur die Gebrechlichen, die Halben, die Gallertmenschen erscheinen in der Fülle des Lebens. Wo er größere Linien zu zeichnen sucht, wo er herausstrebt aus der Schwäche des Durchschnitts- und Bruchmenschentums, da versagt die Kraft: Die russische Studentin gewinnt keine Farbe. Was hätte Ibsens symbolische Kunst aus dieser Gestalt ergaubert! Hauptmanns Kraftquell rieselt in den Niederungen des Menschentums, seine neuerliche Wendung zur Märchenromantik ist ein Geständnis seiner Schwäche: Das phantastische Kostüm soll die Größe ersetzen.

Heute, wo jener erste Enthusiasmus der von der Lindau-Kunst Aufatmenden verfliegen, kann man mit ziemlicher Klarheit und Sicherheit Hauptmanns Bedeutung, seine Stärke und seine Schranken abschätzen: Die lebensschimmernde Feinheit in der Führung des seelischen Intriquenspiels, die meisterliche Beherrschung der nervösen Stohsegeze, die Fülle lyrischer Schönheiten, die über die scharf gesehenen und wahr geformten Zuständlichkeiten des Familienbauseins ausgedehnter Stimmungen — all diese Tiefe und Zartheit weist dem Dichter einen gesicherten Platz in der deutschen Literatur an. Gleichwohl sind die „Einsamen Menschen“ ein theatralischer Irrtum; das Werk ist mehr eine Sammlung von Gedichten in Prosa, als ein Drama. Der dramatische Atem krankt astmatisch. Nicht die Wogen des stürmischen Meeres brausen, sondern wir versenken uns in das Flutgerinnsel des märkischen Sees, in dem freilich auch erschütternde Qual den Frieden zu finden vermag. Es ist nicht der Verzicht auf derbe, bunte, äußere Handlung, die das Undramatische verschuldet — es ist wieder Ibsen, der im Handlungsärmsten gerade die stärkste dramatische Wucht findet — es ist die dramatische Blutaunmut, ein Grundfehler der Fähigkeit, wenn nicht die Folge einer irrigen Technik. Dazu kommt der Mangel einer gefestigten, einheitlichen, großen Weltanschauung. Aus dem Gedanklichen der Dichtung weicht erklärend die Vergänglichkeits des Modeliterarischen, das Friedrichshagentum. Daher wird auch das zeitweilige Versinken in rührselige Afländerei nicht ganz vermieden. Das Einfache wird nicht überall in den Adelsstand des Ewigen erhoben, es bleibt, wenn auch nur selten, im Platten und Flachem. Eine innige Dichtung voll reichen in einsamen Tiefen wurzelnden Lebens, aber nur in wenigen erschütternden Gipfelsenen ein Drama, das ist Hauptmanns — trotz dem Erfolgreicheren, das folgte — bedeutendstes Werk.

Die Darstellung war sorgsam ausgeglichen, und mit sichtlichem Liebe liebte die Schauspieler den Gestalten des Dichters Bühnenkörperlichkeit. Wenn auch ein allzu starker Gebrauch von Fernmatten — um einen Ausdruck der Musik anzuwenden — die schleppende Entwidlung des Stückes noch dehnte, so trat andererseits das Streben, innerlich zu wirken, alle hohle und grobe Theatralik zu vermeiden und eine intime Einheit der Stimmung zu schaffen, rühmlich hervor. Den Johannes spielte Herr K a h s l e r vom Deutschen Theater. In seinem Wesen von Haus aus zu robust und flott, in seiner mimischen Ausdrucksfähigkeit ein wenig spröde, wuchs der Schauspieler von Akt zu Akt, dergestalt, daß man schließlich den Schauspieler über seiner Rolle vergaß; Johannes Voderath wurde lebendig in seiner Unrast, seiner aufbrauenden Haltlosigkeit, seiner selbstvernichtenden Leidenschaft, der Intellektuelle mit dem müden Willen und der leisen sehnsüchtigen Sinnlichkeit, die zur Erde strebt, gerade wenn sie ihr zu entfliehen wähnt. Es war die Leistung eines erfreuenden Talents, das der nicht allzu willigen Natur Bedeutendes abzurufen vermag. Der Kopfmaler Braun fand in Herrn Brann-Bildener eine eindrucksvolle Wiedergabe in schlichter sicherer Formung. Franz Said und Martha Burghardi versetzten dem alten Ehepaar Voderath jene warmherzige Liebeshwürdigkeit, die ihre Beschränktheit nicht nur als Güte, sondern fast

als Lebenslangheit erscheinen läßt. Die Kälte — die lieblichste und künstlerisch reichste Gestalt der Dichtung — wurde von Fräulein Krause dargestellt, die freilich zu wenig krankes Hüdnchen und zu sehr anmutiger Wadtsch war, die aber auf den Höhen gesteigerten Affekts ergreifend zu wirken verstand. Die übrigen Darsteller halfen — mit einer Ausnahme, die allerdings einen empfindlich falschen Ton hineinbrachte — redlich und erfolgreich zum Gelingen des Ganzen. —

Musik.

— „Des großen Königs Nezt“, vollständige Oper in drei Akten von Max Claraus, Text von Wilhelm Meves, die am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihre Berliner Erstaufführung erlebte, war ein glänzender und völlig unbestrittener Erfolg für die Bühne, dem freilich die Kritik mit recht gemischten Gefühlen gegenübersteht. Es ist ein hurra-patriotisches Ausstattungsstück, das auf dem Gebiete der Oper künstlerisch noch um mehrere Grade tiefer einzurufen ist als etwa die entsprechenden Dramen Wildenbruchs und Lauffs. Die „dramatische Erfindung“ zeigt kindliche Unbeholfenheit, und der musikalische Ausdruck bewegt sich in bewährten tönenden Phrasen. Schon die Ouvertüre läßt erkennen, daß der Komponist eine große Gewandtheit darin hat, sich um gute Reminiszenzen ungreifbar herumzuwinden; später vermehrt er es auch nicht, durch unberühmte Einfügung geschichtlicher Melodien sich den Eindruck der entscheidenden Höhepunkte zu sichern. Indessen verlangt die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß der Komponist für jede Situation und Stimmung den Ton glücklich zu treffen und das Orchester, wenn auch ohne Eigentümlichkeit, doch geschickt und wirksam zu verwenden weiß; woraus sich die Einwandfreiheit der günstigen Aufnahme auch bei dem anspruchsvolleren Teile des Publikums genügend erklärt. Das Werk ist, wenn man auf tiefere Anregungen verzichtet, durchweg angenehm zu hören und nicht einen Augenblick langweilig; und das will immer schon viel heißen. Alle Hauptrollen sind zudem mit zuverlässigen Effektnummern bedacht, die auch vollkommen ihre Schuldigkeit thun: sie erwecken lebhaften Beifall bei offener Szene und veranlassen mehrfache Wiederholungen. Für die Ausstattung und Einrichtung war nach den Verhältnissen der Bühne alles Mögliche geschehen, und es wurde allgemein mit Lust und Liebe gespielt. So konnte der Direktor Max Samt und der Komponist, der selbst sein Werk dirigierte, nach jedem Akte wiederholt den beinahe jubelnden Zuruf dankend in Empfang nehmen. Nach dem zweiten und dritten Akte schloß sich ihnen freiwillig auch der anwesende „Dichter“ an.

Die „Handlung“ spielt in der Nacht und am Tage nach der Schlacht bei Leuthen (5. Dezember 1757), der erste Akt ein Jahr vorher. Sie ist von einer solchen Fadedheit und Kernlichkeit, daß es dem „Dichter“ nicht einmal gelungen ist, seinen „Helden“, den Studenten, dann Neztuten und Cornet, endlich Rittmeister Alfred von Vork, in den Vordergrund der Bühnenvorgänge und des Interesses zu rücken und die berichteten Thaten, diese richtigen „Schmachtlappens“, glaubhaft zu machen. Die Darstellung durch Herrn Werner Stephan hat so ziemlich alles, um ihm nicht aufzuhelfen. An seiner Stelle tritt der Husaren-Wachtmeister Veit Werwebell — Herr Remy Marxane — dem mehrere Hauptkämpfer der Oper zuerteilt sind, hervor. Dem sehr wohlgeheulten Sänger liegt die Partie leider uneben tief, das heißt er hat zu oft und lange in den unteren Regionen der Stimme zu vertweilen, wo er sich nicht mit Klangfrische bewegt. Auch hätte ihm mehr Temperament wohlgethan. Frau Franciska Wegeler-Krause hätte, obgleich die Stimme nur in der Höhe leidlich mühelos anspricht und angenehm klingt, das Zeug dazu, die aus Mannstollheit zur Veräterin werdende Eulalia Schöner, die angejahrte Schwester des Lissaer Bürgermeisters, zu voller Geltung zu bringen, wenn sie ihre Rolle nicht in möglichst anmutiger Erscheinung und in fortgesetztem augenzwinkerndem Einverständnis mit dem Zuschauer durchzuführen sich entschließen könnte. Ihr Partner im dritten Akte, Herr Friz Rupp als östreichischer Rittmeister Feoder von Sälpeitsch, bot namentlich in einem dreistrophigen Gardas die erfreulichste Leistung des Abends, sowohl im Gesang wie im Spiel. Doch müssen ihm die Vertreter zweier räumlich nicht umfangreichen Rollen als ebenbürtig an die Seite gestellt werden: Fräulein Margarethe Hoffmann sang den Markelenderburischen Hans frisch und flott, und Herr Leonhard Ottomeyer hatte als König Friedrich II. eine vortreffliche Maske gemacht und spielte zu Pferde wie zu Fuß äußerst charakteristisch — nur leider eine falsche Rolle. — Bm.

Archäologisches.

— Eine griechische Hochdrud-Wasserleitung. Die alte Stadtburg von Smyrna ragt gegen 180 Meter über den Meeresstrand empor; die sichere Zuflucht, die sie ihren Bewohnern bot, brachte doch ein großes Uebel mit sich, den Wassermangel. Um diesem Uebelstande eine dauernde Abhilfe zu schaffen, griff man endlich in hellenischer Zeit, ähnlich wie in Pergamon, zu dem Mittel, eine Hochdrudleitung zu bauen. Von dieser Leitung haben sich zahlreiche Reste erhalten; sie sind nun von G. Weber, der schon früher die Wasserleitung von Laodizea mit Erfolg untersucht hat, im letzten Hefte des Jahrbuchs des Archäologischen Instituts beschrieben. Die „M. A. Jg.“ entnimmt diesem Bericht folgendes: Die Aufgabe, welche der Erbauer der alten Leitung zu lösen hatte, war einmal darum eine schwierige, weil die nächste

Umgebung Smyrnas, da sie entweder zu niedrig oder zu wasserarm war, die genügende Wassermenge nicht liefern konnte. So mußte er das Wasser in weiterer Ferne suchen, und er fand es auf dem Rif-Dagh, welches Gebirge das Hinterland von Smyrna im Osten begrenzt, in der Höhe von etwa 750 Meter an einer heute Kara-bunar (d. i. Schwarzquellen) genannten Stelle, wonach denn die Leitung heute als Karabunarleitung bezeichnet wird. Wenn man den Weg der Wasserleitung rückwärts verfolgte, so stieg sie von der Akropolis zur Thasföhle des Meles herab, verlief dann ostwärts unter ziemlicher Steigung, sank dann wieder um ein Weniges zwischen den Dörfern Kulludschä und Budschä, zog aber dann in ziemlich ununterbrochener Steigung durch immer wegloseres Gelände dem Hauptgebirge zu und erreichte so nach einem Laufe von mehr denn 20 Kilometer die Quelle. Was heute davon übrig ist, das ist außer einigen Bogen und Futtermauern und den Resten wohl eines Wächthauses nur eine Menge von Mörtern, die zum Teil von Bauern zu Kaminen, Plumentöpfen, ja auch zu einfachen Mauersteinen verwendet worden sind. Hier standen die Erbauer vor einer anderen Schwierigkeit, welche darin lag, daß ein ungeheurer Wasserdruck von mindestens 140—150 Meter zu überwinden war. Die Mörtern sind teils aus rotem Trachyt gehauen, teils aus Ton geformt, einmal fand sich an einem Steinrohre noch der Rest eines Thonrohres, doch herrscht noch keine Klarheit darüber, weshalb man zweierlei Stoff verwendete; vielleicht, daß man für die größeren Steigungen nur Trachytröhren benutzte. Der Kitt, mit dem die Thonröhren untereinander verbunden waren, ist äußerst hart, und ähneln demjenigen, den man jüngst in Ephesus bei ähnlichen Anlagen gefunden hat. Daß die Mörtern den ungeheuren Druck — der innere Durchmesser ist 24—25 Centimeter — sehr wohl aushalten konnten, dafür sprach sich auch der von Weber zu Nale gezogene Professor Jorchheimer aus, und damit ist der hellenistischen Baukunst ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. —

Physiologisches.

en. Giftiges Menschenblut. Ist das Blut des Menschen für Tiere schon in normalem Zustande unzutraglich, so besitzt es geradezu giftige Eigenschaften bei gewissen Krankheiten oder unter dem Einflusse verschiedener Genußmittel. Man kann der Entstehung nach drei Arten von vergiftetem Blut unterscheiden: einmal durch viele ansteckende Krankheiten, deren Keime im Blute selbst leben, sodann durch den Einfluß von Alkohol, von Weidämpfen und von Harnsäure, also durch diejenigen schädlichen Einflüsse, die durch eine eigenwillige oder durch industrielle Beschäftigungen veranlaßte ungesunde Lebensweise bedingt werden, dritten aber durch einige Krankheiten von nicht ansteckender Natur, wie Juckkrankheit, Brighische Krankheit und Krämpfe. Die letzte Gruppe von Blutvergiftung ist bisher am wenigsten untersucht worden. Schon vor mehr als 20 Jahren hat ein französischer Physiologe Magan die auffallende Thatsache festgestellt, daß Hunde in epileptische Zustände verfallen, wenn sie mit starken Dosen von Absinth geimpft werden; diese Ermittlung war sehr bemerkenswert, da auch die Absinth-Trinker vielfach gerade zu epileptischen Krämpfen neigen, so daß es nahe liegt, demzufolge auch bei ihnen eine Blutvergiftung durch ihr Lieblingsgetränk anzunehmen. In allerneuester Zeit sind nun umfangreiche Versuche angestellt worden, um etwaige giftige Eigenschaften des Blutes Epileptischer festzustellen. Dies geschah in der Weise, daß den Kranken durch Aderschnitt Blut entnommen wurde, das dann auf Versuchstiere (Kaninchen) in fortgesetzten Injektionen von 5 Kubikcentimetern in der Minute übertragen wurde. Es ergab sich, daß das Blut von 12 unter 14 Epileptischen für die Tiere nicht giftiger war, als das Blut von gesunden Menschen, während von den beiden übrigen Fällen in einem das Blut etwas und in dem zweiten bedeutend giftiger war. 10 Kubikcentimeter Blut von diesem letzten Kranken tötete ein Kaninchen in 45 Minuten. Weitere Versuche wurden mit einem Hunde und einem javanischen Affen mit ähnlichen Ergebnissen ausgeführt. Hier lautete der Schluß dahin, daß das Blut bei gewöhnlichen Erkrankungen an chronischer Epilepsie nicht wesentlich giftiger ist, als das normale Blut, ausgenommen zur Zeit eines eigentlichen epileptischen Anfalls. Diese Versuche, die von einem deutschen Arzt in New York vorgenommen wurden, finden eine interessante Ergänzung in Experimenten, die einem Pariser Forscher zu verdanken sind. Dieser entnahm das Blut den Epileptischen vor, während und kurz nach einem Anfälle. Es stellte sich heraus, daß das Blut in der Zeit zwischen den Anfällen nur um ein Weniges oder gar nicht giftiger ist als gesundes Blut, daß aber seine Giftigkeit während des Anfalles merklich steigt und ihren höchsten Grad kurz nach dem Anfälle erreicht, denn alsdann vermochte es in den Versuchstieren Krämpfe und einen schnellen Tod herbeizuführen. Worin der Giftstoff in dem Blute Epileptischer besteht, ist noch nicht bekannt, da bisher keine chemischen Analysen darüber vorliegen. Es wird vorläufig angenommen, daß er im Körper durch Störungen in den Ernährungsvorgängen erzeugt wird und daß er wahrscheinlich dem im Absinth enthaltenen Gifte ähnlich ist. —

Astronomisches.

— Sehr interessante Untersuchungsergebnisse über die Bestandteile der hellen Sterne und über ihre hohen Temperaturen hat nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ der bekannte englische Astrophysiker Sir Norman Lockyer der Royal

Society mitgeteilt. Temperaturen von der Höhe der Sonnen- temperatur haben die hellen Sterne Arcturus im Bootes und Aldebaran im Stier. Heißer sind der jetzt im Süden glänzende Procyon und der Polarstern, die wieder von gleicher Temperatur anzunehmen sind. Noch höhere Temperaturen haben Rigel im Orion und gamma in der Leier. Wieder heißer als diese glühen Algol im Perseus und zeta tauri. Noch höhere Temperaturen haben die heißsten Sterne im Eridanus und im Kreuz; noch heißer ist zeta Orionis, und der heißeste Stern ist nach der neuesten Kenntnis gamma Argus. Diese Stufenleiter der Fixsterntemperaturen ist hauptsächlich mit Hilfe des in den Sternen vorkommenden Cereitgases festgestellt worden. In den der Sonnentemperatur am nächsten stehenden Sternen kommt hauptsächlich Nalcium, Mangan und Eisen vor. In den heißesten Sternen findet sich ein noch unbekanntes Element, ferner Wasserstoff und Asterium. Auch Helium und Magnesium kommt in ihnen und in den Sternen mit mittlerer Temperatur vor. Auch Stickstoff und Kohlenstoff weist das Spektrum der Sterne in mittlerer Temperatur auf. Ferner enthalten diese Kupfer, Titan, Eisen, Nickel, Mangan und Chrom. Wasserstoff erscheint durchaus bei allen diesen Sternen als ein Hauptbestandteil. Diese Fortschritte in der „Chemie der heißesten Sterne“ sind wiederum der Anwendung der Astrophotographie auf die Spektren der hellen Fixsterne zu danken. —

Humoristisches.

— **Berufsfreude.** Bekannter: „So vergnügt, Doktorchen?“
 Zahnarzt: „Ja, hatte nämlich heute das Vergnügen, meinem Kollegen und Konkurrenten Müller zwei Badenähne ausziehen zu können!“ —
 — **Entschlossen.** „Ich werde nun doch Kanzleirat Müllers Emmi heiraten.“
 „Hast Du denn schon mit der Mama gesprochen?“
 „Nein, aber sie mit mir!“ —
 — **Scherzfrage.** Wer ist der größte Streber der Welt?
 Der Nachfahre.
 Warum?
 Er macht beständig einen krummen Rücken und tritt dabei fortwährend nach unten. — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Hermann Wahrs Komödie „Josephine“, deren Aufführung im Lessing-Theater verboten wurde, ist jetzt von der Censur freigegeben.
 — Gabriele d'Annunzio ist über die Niederlage seiner Tragödie „Ruhm“ ganz außer sich und hat der Buchausgabe die Widmung vorgelegt: „Den Hunden, die mein Werk in Neapel ausspiffen.“ —
 — Im Jahre 1898 wurde am Berliner Opernhause von älteren Opern „Iar und Zimmermann“ 30 mal gegeben, „Tannhäuser“ erlebte 19, „Lohengrin“ 18, „Cavalleria“ 16 Aufführungen. Eine der Neuaufführungen, Thümlers „Robertanz“ erreichte 19 Aufführungen, Dingerts „Odysseus“ konnte es auf 12, Graf Richhs „Alar“ und Stenzls „Don Quixote“ nur auf je 4 Abende bringen. Kläglich fällt der künstlerische Reichtumsbericht des Schauspielhauses aus. Blumenthal-Kadelburgs „Auf der Sonnenseite“ erlebte 43, L'Arronges „Mutter Ziele“ 28 Aufführungen. Werke von Goethe wurden an 11 Abenden, Grillparzer an 5, Lessing an 3, Schiller an 28, dafür aber Lauff an 30 Abenden gespielt. —
 — Die einaktige chinesische Volksoper „San-Lin“ von Victor Hollaender hatte bei ihrer ersten Aufführung in englischer Sprache in Manchester einen großen Erfolg. —
 — Die Ausstellung der Berliner Seceffion wird am Pfingstsonntag eröffnet werden. Eine Vorbesichtigung vor geladenem Publikum findet am Samstagabend statt. Die Ausstellung wird etwa 300 Gemälde umfassen. —
 ar. Unter den 2036 ausgestellten Arbeiten der Kunst-Ausstellung am Lehrter Bahnhof sind insgesamt 174 von Frauenhand; sie stammen von 126 Künstlerinnen. Am zahlreichsten finden sich die Frauen in der Gemälde-Abteilung: 107 Malerinnen sind mit 135 Bildern vertreten. Dazu kommen zwei graphische Arbeiten von einer Künstlerin, 7 Bildwerke von sechs Frauen und 30 kunstgewerbliche Arbeiten, die von 12 Frauen hergestellt sind. —
 — In Brüssel wird in diesen Tagen eine Ausstellung von etwa hundert Arbeiten des französischen Bildhauers Rodin veranstaltet. —
 — Der in Saarbrücken erscheinende „Kunstfreund“ erzählt, daß er in den Trierer Kirchen eine Anzahl „fortigierter“, mit dem modernen Sittlichkeitsprinzip in Einklang gebrachter Christusfiguren lerne. In der Liebfrauenkirche befindet sich links vor dem Hochaltar auf einem Sarkophag ruhend das Denkmal des Domherrn Karl von Metternich, ausgearbeitet in schönstem weißen Marmor. Die breite Wörde seines Priestertalars ist ausgefüllt mit Relieffiguren des Christuskinde. Sogar diese kleinen, vielleicht 5 bis 6 Centimeter messenden mischuldigen Figuren hat man säuberlich „verbessert“ — ja sogar mehr als säuberlich, denn aus den Christusknäblein sind nun kleine nackte Mädchen geworden. —